



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rüttenauer, Benno: Weltgeschichte in Hinterwinkel : aus den  
Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

durch den Genuß des Auges. Und nun stellte ich mir die Menschen vor, die alle diese Dinge schaffen, in ihren schmutzigen Werkstätten, Fabriken und Bergwerken. Nicht überall, wir wissen es wohl, geht es beim Schaffen ungemütlich zu; die Fleischer z. B. mit ihren breiten lachenden Gesichtern, ihren rotweißen Backen und rotweißen Hemden sehen im Schlachthof und im Laden nicht anders aus als hier bei der großen Würstelmaschine, die den kräftigsten Anziehungspunkt der ganzen Ausstellung bildet. Aber die Bergleute, aber die Weber, aber die schwindstüchtigen Steinschneider, die rheumatischen Töpfer und unzählige andre! Und die Frage entringt sich der beklemmten Brust: Wann wird endlich einmal das Erzeugnis für den Menschen und nicht mehr der Mensch bloß für sein Erzeugnis dasein? Wann wird man es wagen dürfen, den Schöpfer dieser Herrlichkeiten, der sie jetzt durch sein vogelscheuchenartiges Aussehen nur verschimpfieren würde, als ihre Krone mitten hineinzusetzen?



## Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

### Sechstes Kapitel

Hinterwinkel stellt sich nicht auf den Kopf, aber der Held fällt fast aus den Wolken



Im Anfang zeigten sich die Hinterwinkler untröstlich über die Bescherung. Sie meinten, da Preußen im Dorfe läge, sei dieses nun auch selbst preussisch. Napoleon mußte also seine Hilfe verweigert haben.

Aber bald erschien das Unglück nicht so groß, als man befürchtet hatte. Zunächst erwiesen sich die Einquartierten als ziemlich liebenswürdige Feinde und im ganzen als genügsame Gäste. Mit neuen Kartoffeln und frischer Butter konnte man ihnen ein großes Fest bereiten. Auch waren es nicht einmal Preußen, sondern Hamburger, Söhne einer freien Stadt, die selber von den Preußen nicht immer als ihren besten Freunden sprachen und es jedem sagten, der es hören wollte, daß sie den von Preußen heraufbeschwornen „Bruderkrieg“ von Herzen verabscheuten und nur gezwungen mitgemacht hätten. So konnte es nicht fehlen, daß der Feind gar bald gut Freund wurde, besonders da sich die sichere Nachricht verbreitete, daß man württembergisch bleibe nach wie vor, und daß die Kosten der Einquartierung

von Staats wegen reichlich vergütet werden würden. Man machte darum wohl auf die Melodie der Hornsignale cynische, den Preußenhaß zum Ausdruck bringende Reimverse; aber seinen Gästen selbst sagte man so viel Schmeicheleien, als sie hören wollten.

Und nicht unverdientermaßen. Denn die fremden Soldaten zeigten ein rührendes Entgegenkommen; die meisten gingen mit ins Feld und halfen bei der Arbeit, als ob sie im Tagelohn stünden. Da gab es dann ein fortgesetztes gegenseitiges Staunen über die fremde Art und Sprache.

Am höchsten stieg die Hinterwinkler Begeisterung am 15. August, am Tage von Mariä Himmelfahrt. Nicht nur daß schon vorher die ausgezeichnete Kapelle des Regiments auf den Wiesen bei der Haselbrücke jeden Tag stundenlang die herrlichste Musik gemacht hatte für jedermann, der zuhören wollte: an diesem Himmelfahrtstage, dem Lieblingsfeste der Hinterwinkler, erbot sich der Kapellmeister, in der Kirche beim Hochamt ich weiß nicht was für eine berühmte Messe zu spielen. Und so geschah es auch wirklich. Während von der Orgelbühne herunter eine Musik erklang, wie in den Mauern der Hinterwinkler Kirche noch nie gehört worden war, standen vorn im Chor um den Hochaltar sechs Trommelschläger und die ganze erste Kompagnie des Regiments, mit schwarzen Roßschweifen auf den Pickelhauben, und beim Segen mit dem Allerheiligsten, beim *Tantum ergo sacramentum* und *Eccce panis angelorum*, beim *Offertorium*, bei der Wandlung und der Kommunion schlugen die Trommeln einen Wirbel, und die Soldaten präsentirten das Gewehr, daß es nur so rasselte. Da war eine große heilige Freude und Seligkeit.

Am Nachmittag aber setzte sich die Freude ins Weltliche fort. Dieselbe Musik spielte jetzt in der Krone zum Tanz auf. Das hätte zwar der Pfarrer gern verboten, denn es war nicht Sitte, am Himmelfahrtstag zu tanzen. Aber da er, ein Freund von Musik und feierlichem Gepränge, die gottesdienstliche Teilnahme des Regiments angenommen hatte, mußte er nun schon ein Auge zudrücken und zu dem bösen weltlichen Spiel gute Miene machen.

Eine noch bessere machten die Hinterwinkler Mädchen. Mit den hübschesten unter ihnen tanzten sogar die Offiziere, und sie thaten dabei, als ob sie im Leben kein höheres Vergnügen gehabt hätten, und als ob es keine größere Ehre für sie gäbe, als mit einer drallen Schwabendirne so herumzuwalzen. Und nicht nur die Mädchen gewannen sie durch solche Liebenswürdigkeit; auch die jungen Burschen machten sie kirre. Im Anfang standen diese verduzt in den Ecken herum oder getrauten sich auch gar nicht den Tanzsaal zu betreten. Aber die Offiziere wurden nicht müde, die Trutzigen zum Tanz zu ermuntern und ihnen vorzureden, daß der Ball nur für sie und ihre Schätze veranstaltet sei, daß Soldaten und Offiziere sich als Gäste betrachteten und sich nur mit gütiger Erlaubnis der Herren von Hinterwinkel am Tanz beteiligten.

Eine einzige unter den Töchtern des Dorfs, die schönste von allen, tanzte nicht, weder mit Gemeinen noch mit Offizieren; sie saß daheim bei ihrer Mutter und weinte. Das war die braune Ludwine, die schöne Schwester des Rienhard Reichenbühler.

Ein Fest andrer Art fand am darauffolgenden Sonntag statt. Diesmal wollten die guten Hamburger zeigen, daß sie nicht nur die Religion der Hinterwinkler nicht verachteten, sondern daß sie auch selbst welche hätten, und sie veranstalteten einen feierlichen Feldgottesdienst, an dem nicht nur die Hinterwinkler Truppenteile, sondern auch die sämtlicher umliegenden Dörfer teilnehmen sollten.

Im Wiesenthal drüben, nicht weit von der Haselbrücke, wurden die Vorbereitungen getroffen. Ich benutzte natürlich die nahe Gelegenheit und ließ mir nichts entgehen. Am meisten bewunderte ich die Baukunst der Soldaten; aus losgestochnen viereckigen Rasenschollen errichteten sie, die Jugen zierlich mit Moos verkleidend, eine mächtige, fast haus hohe Kanzel, zu der eine breite Rasenstaffel emporführte.

Nun kam der Sonntag. Unser Pfarrer Bartholomes hielt diesmal zur größten Verwundrung seiner Pfarrkinder das Amt schon früh um sieben Uhr, damit sich ja alles den fremden, kezerischen Gottesdienst ansehen könnte. Niemand in Hinterwinkel hätte dem Pfarrer so etwas zugetraut; aber auch Seine Hochwürden waren seit der Anwesenheit der „Preußen“ wie umgewandelt. Sonst eigensinnig, knorrig, zwirbelfaserig wie Hainbuchenholz, zeigten sie sich auf einmal geschmeidig wie schwedische Handschuhe. Derselbe Mann, der gewohnt war, sich nach niemand als nach sich selber zu richten und jedermann lieber zum Troß als zum Gefallen zu leben, entsprach jetzt, und sogar in kirchlichen Angelegenheiten, den leisesten Wünschen eines fremden, noch dazu „lutherischen“ Soldaten, der ihm doch gar nichts zu befehlen hatte.

Ganz in der Nähe der Rasenkanzel stand, über einer Grenzhecke aufragend, ein alter Weichselbaum. Und ausnahmsweise kam ich einmal nicht zu spät, ließ ich mich nicht von andern verdrängen. Ich war sogar der erste auf dem Baum. Dann kamen noch viele nach, alle glücklich über den vorteilhaften Platz, mit dem kein andrer zu vergleichen war.

Unterdessen marschierten die Bataillone unter Trommeln und Pfeifen von allen Wegrichtungen her in unser Hinterwinkler Thal herein und schlossen sich zusammen. Viel Volk, altes und junges, folgte ihnen unter großem Jubel. In einem weiten, regelmäßigen Viereck, die Kapelle in der Mitte, stellten sich die Truppen um die Kanzel herum, und hinter ihnen das Volk weithin den grünen Plan erfüllend. Niemals hatte Hinterwinkel so viel Menschen gesehen!

Da trat aus einem der aufgeschlagenen Zelte eine hohe schwarze Gestalt, von langem Talar umwallt, das Haupt vom schwarzen Barett bedeckt, ein großes, schwarzes Buch in den Händen haltend, alles schwarz. Nur auf der

Bruft trug er zwei schneeweiße Läppchen. Und ein bitter ernstes Gesicht machte er. Gravitätisch stieg er die weichen Stufen zu seiner Kanzel empor. Ein Kommandoruf, ein Trommelwirbel, und heilige Stille herrschte.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes begann der Prediger, und ich machte unwillkürlich das Kreuzzeichen. Er selber vergaß es, wie ich im ersten Augenblick bei mir dachte. Aber langsamer, schöner, andächtiger, unendlich viel feierlicher sprach er die Worte als unser Pfarrer Bartholomes. Noch salbungsvoller sprach er das Vaterunser. Noch nie hatte ich das Gebet des Herrn in so ergreifender Weise beten hören; ein heiliger Schauer durchrieselte mich. Das Beten des Pfarrers Bartholomes war ein lumpiges Herunterleiern dagegen. Nur eins kam mir komisch vor, daß der Mann nicht Vater unser, sondern unser Vater sagte, und lebhaft bedauerte ich, daß der, der so schön betete, auch das „Gegrüßet seist du, Maria“ vergaß, das ich gar zu gern auch von ihm gehört hätte, weil es mich fast noch schöner deuchte als das Vaterunser.

Nach dem Gebet erscholl die Musik und mit ihr lauter, weithin hallender Gesang, dann begann die Predigt. Noch heute weiß ich den Anfang ganz genau, und ich werde ihn auch nie vergessen. Es waren die Worte der Schrift: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde —“ Mehr hörte ich nicht. Da geschah ein Krachen, ein Ausschreien in der Luft und auf der Erde, ein Gedränge, ein Tumult. Der Hauptast des Weichselbaums, auf dem ich mit vier andern meinen Sitz erwählt hatte, war gebrochen und samt seiner fünffachen lebendigen Last auf die Köpfe der untenstehenden dicht gedrängten Volksmasse gefallen. Es dauerte eine Weile, ehe der Prediger von neuem beginnen konnte.

Über diesen Zwischenfall wurde in der Folge viel gelacht, und noch heute wird er in Hinterwinkel oft erzählt. Die so erschreckenden und vielfach verwirrenden und verbitternden Ereignisse jenes Jahres, die ersten Stürme und Gewitterschauer des bald darauf anbrechenden politischen Frühlings der deutschen Nation, sie sind heute in Hinterwinkel so gut wie vergessen. Wenn man ihrer noch gedenkt, so geschieht es fast nur in Verbindung mit der Geschichte des Weichselbaums, die einer dem andern ins Gedächtnis zurückruft. Auch das Andenken des Lienhard Reichenbühler ist tot wie er selber; niemand weint mehr um ihn. Über den gebrochenen Weichselbaum aber lacht man noch, man wird vielleicht noch darüber lachen, wenn die Jahreszahl 1866 in den Gehirnen von Hinterwinkel so wenig mehr vorhanden ist als eine andre der Weltgeschichte.

Noch eine Aufregung erlebten die Hinterwinkler in jenen Tagen. Unter den ins Dorf einmarschierenden Truppen, einfacher, blau montirter Infanterie, wurde ein Reiter von so auffallender und glänzender Erscheinung bemerkt,

daß er aller Augen auf sich zog. Er ritt auf spiegelblankem Rappen und trug über seinem schneeweißen, rotbesetzten Waffenrock einen vergoldeten Brustharnisch, der so leuchtete und strahlte, daß er die Augen blendete wie die flammende Sonne; auf dem Haupt aber saß ihm ein blanker Stahlhelm mit wallendem Federbusch. Alle die Offiziere, die vor den Truppen herritten, sahen armselig aus gegen ihn, der seinen Platz willkürlich wechselte und seinen Rappen dabei die kühnsten Kunststücke ausführen ließ.

Man hielt die blendende Erscheinung für den höchsten General, wenn nicht gar für den König von Preußen oder sonst einen mit ihm verbündeten Potentaten. Zum mindesten mußte es ein Prinz sein. Alles blickte darum nur auf ihn, und die Jugend von Hinterwinkel sah sich an seinem Glanz fast die Augen aus.

Beim Auseinandertreten des Regiments auf dem Rathausplatze war jedermann vor allem begierig, was der glänzende Reiter nun machen würde. Daß er in eine Hinterwinkler Wohnung treten könnte, wenn auch in die vornehmste, die des Pfarrers, hielt niemand für denkbar. Ein so vergoldeter Prinz, der wie ein Cherub funkelte und die Sonne auf seiner Brust trug, konnte unmöglich bei gemeinen Sterblichen wohnen. Wahrscheinlich führte das Regiment für ihn ein goldnes Prunkzelt mit. So dachte wenigstens ich und zitterte vor Begierde, wo man es aufschlagen würde. Einsteilen suchte ich es mir im Geiste auszumalen, was mir auch wohl gelang; denn ich hatte einmal eine Beschreibung davon gelesen, nicht von diesem, aber von dem noch reichern der wunderbaren Prinzessin Mirzabelle, der Tochter des berühmten Mohrenkönigs in der Geschichte des Kaisers Octavianus und des frommen Königs Dagobert von Frankenland.

Ich folgte dem goldnen Ritter auf dem Fuße. Er aber ritt, ohne jemand zu fragen, mitten durch Hinterwinkel, hinunter ins kleine Dörfle. Vor dem Haus der Hanne Strohmeler machte er Halt, sprang ab, band seinen Rappen an den Fensterladen und trat ohne Umstände in die alte wacklige Lehnhütte. Die Thür schloß er hinter sich zu.

Keiner wußte, was er davon denken sollte; aber es dauerte nicht lange, da hörten wir drinnen die bekannten übertriebenen Ausrufe der Hanne: O du kreuzsterbender Heiland! und andre, die jedoch diesmal schnell aufhörten und lautem Freudengeheul Platz machten. Der goldige Reiter war niemand anders als der Cyprian, der Sohn der Hanne Strohmeler!

Da wollte des Verwunders kein Ende werden. Doch ließ sich der Cyprian mit andern Leuten nicht ein; er ritt noch am Abend wieder davon, ohne in Hinterwinkel über seinen Stand und Rang klare Begriffe zurückzulassen. Darüber ärgerten sich die Hinterwinkler nicht wenig; doch allzusehr konnten sie dem ehemaligen Buben aus dem kleinen Dörfle sein Betragen nicht verübeln, er war ja so vornehm geworden. Und nimmer hätten die guten Leute

geglaubt, daß einer aus ihrem Dorf bei den knauserigen Preußen zu solchem Glanz gelangen könnte. Wer das fertig brachte, mußte ein wahrer Mordsterk sein.

### Letztes Kapitel

#### Von ungestillter Sehnsucht und einem zerzupften Kränzlein

Niemand wurde durch die Erscheinung des Cyprian so im Innersten getroffen wie ich. Also das kann einer werden, dachte ich, wenn er nicht in Hinterwinkel sitzen bleibt, und meine ganze, halb männliche halb kindische Sehnsucht nach der Fremde, nach der weiten Welt, nach, ich wußte selbst nicht was, vor allem nach etwas anderm als der elenden Flickerei und der Gesellschaft von Geisen und Gänsen erwachte von neuem in mir und mit erhöhter Gewalt. Warum sollte ich auch immerfort nur alte Hosen flicken, ich, der die Bossische Odysee auswendig wußte, der mensa dekliniren und Schillers Glocke deklamiren konnte, der fünf Instrumente zu spielen verstand: die Flöte, die Klarinette, die Violine, das Klavier und die Orgel, der Talent zu einem Schlachtenbummler und zu einem Kriegsberichterstatter an den Tag gelegt hatte? Das alles bestritt mir auch niemand, und doch sollte ich immer der Geisbub und Schneiderjung von Hinterwinkel bleiben? Wenn ich doch nur wenigstens wie mein Vater einmal hätte die Welt sehen können!

Diesen stillen Mann sah ich in diesen Tagen neu aufleben. Er wußte den Soldaten von Hamburg zu erzählen, und sie bewunderten laut, wie weit er gereist war, und seine Bekanntschaft mit ihrer geliebten Vaterstadt; sie schwatzen mit einander vom Alsterdamm und vom Jungfernstieg, vom Hafen und von der Sankt-Pauli-Vorstadt mit ihren bunten Schauzelten. Sie behandelten sich gegenseitig fast wie halbe Landsleute. Und die Hinterwinkler, die das mit ansahen und meinen Vater mit den Soldaten in ihrem heimischen „Platt“ sich unterhalten hörten, wovon sie keine Silbe verstanden, bekamen auf einmal einen ungeheuern Respekt vor dem Schneiderjakob.

Da that sich unvermutet auch für mich eine Hoffnung auf.

Der Regimentskapellmeister, Herr Franke mit Namen, war unser Nachbar geworden; und mehr als das: er war bei Nepomuk Rothermund einquartiert. Diese Gelegenheit machte ich mir zu nütze. Wie ehemals, als ich mit der Olga musizierte, lag ich wieder tagelang drüben bei meinem alten Meister, und auf jedes Wort, das zwischen ihm, dem ehemaligen Ludwigsburger Hoboisten, und dem fremden vornehmen Mann mit den goldnen Treffen und Achselborten gesprochen wurde, lauschte ich wie auf ein Evangelium. Keine Silbe davon wollte ich mir entgehn lassen, und man konnte mich nicht unglücklicher machen, als wenn man mich während eines solchen Gesprächs nach Hause rief; ich war dann wie außer mir und zu nichts zu gebrauchen.

So konnte es nicht fehlen, daß ich dem Kapellmeister auffiel, was wiederum

Nepomuk veranlaßte, ihm einen Teil meiner Geschichte zu erzählen, besonders die von meinen musikalischen Studien und den Plänen des verstorbenen Steuerperäquators Heinkelmann, mich ausbilden zu lassen, die durch dessen Tod und meine Mittellosigkeit vereitelt worden waren.

Herr Franke betrachtete mich mit großer Teilnahme, indem er den langen gelben Schnurbart durch die Finger zog, und stellte allerlei Fragen an mich, deren Beantwortung ihn überzeugen mußte, daß ich nichts lieber auf der Welt treiben möchte als Musik. Über manches Wort von mir lächelte er, ohne daß ich begriff warum, weswegen ich allemal tief errötete. Er wollte dann wissen, was ich konnte, und prüfte mich. Er legte mir Noten vor, ich sollte sie auf der Klarinette spielen. Auch auf der Flöte mußte ich ihm eine Probe geben. Für mein Violin- und Klavierspiel interessirte er sich nicht.

Als ich zuerst die Klarinette in die Hand nahm, zitterte ich so stark, daß ich alle Kraft aufwenden mußte, sie fest am Munde zu halten. Ich wußte vor Aufregung nicht, ob ich gut oder schlecht spielte, und der Kapellmeister richtete nur stumme, prüfende Blicke auf mich. Er redete mich auch mit Sie an, was mir im Leben nie geschehen war.

Ungeheuer erschrak ich, als Herr Franke plötzlich erklärte, es hinge nur von mir ab, ob ich eines Tages Kapellmeister werden wollte, so wie er. In meinem Alter habe er noch kein Instrument spielen können, und mit siebzehn Jahren sei er auch noch Schneider gewesen, so wie ich jetzt. Er wolle mir gern behilflich sein, ja er wolle mich gleich mit nach Hamburg nehmen; ich sollte schon von Anfang an freie Montur, freie Station in der Kaserne und die Löhnung des gemeinen Soldaten erhalten.

Mir wurde schwindlig, als ich solche Dinge hörte. Bangigkeit, die Angst vor dem Unbekannten, und ein unbeschreiblicher innerer Jubel mischten sich in meiner Empfindung. Wie in einem Rausche eilte ich nach Hause.

Dort wurde ich schnell ernüchtert. Die Eltern machten bedenkliche Gesichter. Der Vater schwieg eine Zeit lang; dann erklärte er, für ein solches Kasernenleben sei ich noch zu jung, ich liefse dabei zu große Gefahr. Bei meiner schwächlichen Konstitution würde ich leicht den Anstrengungen erliegen und mir eine Auszehrung an den Hals blasen. Auch sollte ich nur ein klein wenig bedenken, ob ich mir denn wirklich getraute, in einer so großen fremden Stadt zu leben, und noch dazu in einer Kaserne, ohne Möglichkeit zurückzukehren; ob ich nicht selber fürchtete, daß ich sterbenskrank werden würde vor Heimweh und Verlassenheit.

Wenn aber mein Vater schon so sprach, so mag man sich erst die Mutter vorstellen. Ihr fiel zu guter Letzt noch ein, daß ich in Hamburg ja unter lauter Evangelische käme, wo ich sicher meine Religion verlieren würde. Ich könnte da nie in eine katholische Kirche gehen, denn dort gebe es wohl gar keine. Und dazu weinte sie.

Daß der Vater selber nahe an drittehalb Jahre in der gottlosen Stadt gelebt hatte und trotzdem ein guter katholischer Christ geblieben war, wurde dabei nicht in Erwägung gezogen. Ich selber dachte nicht daran, diesen Beweisgrund anzuführen, ich war schnell eingeschüchtert, besonders durch die Thränen der Mutter, die eine Gewalt über mich hatten wie nichts auf der Welt.

So zogen die Hamburger ab, ich sah ihnen betrübt nach, und von neuem begann nun eine gemeine, nüchterne Werkeltagszeit. Ich fühlte ihre Dbigkeit schon voraus und fing gar bald an, mir heimlich die bittersten Vorwürfe zu machen, daß ich die dargebotne Hilfe nicht keck ergriffen hatte. Nun, da ich die Möglichkeit dazu für immer abgeschnitten sah, schmerzte es mich von Tag zu Tage mehr, daß ich mir durch Feigheit und Unentschlossenheit die einzige Gelegenheit hatte entgehn lassen, wie ich fest glaubte, mein Glück zu machen, und zur Verwirklichung meiner Träume einen ersten vielversprechenden Schritt zu thun. Ich wurde zornig gegen mich selber.

Auch meinem Vater grollte ich im geheimen. Er selber war mit fünfzehn Jahren in die Fremde gezogen, frei, ohne Bevormundung, und hatte seinen Weg selbst bestimmt, und gegen mich zeigte er sich so engherzig und behandelte mich wie ein Kind!

Wenn ich gar an den Cyprian dachte, wurde ich wütend. Und ich mußte immer an ihn denken, an ihn, der viel weniger als ich, der nur ein Bettelbub aus dem kleinen Dörfle gewesen war und nichts gelernt hatte, der die Odyssee nicht auswendig wußte, keine Ahnung hatte, was mensa sei, der weder die Glocke von Schiller deklamiren noch fünf Instrumente spielen konnte, und der nun in goldnen Lichtern funkelte wie der Erzengel Gabriel. Es war zum Tollwerden.

Und ich hielt es zuletzt auch nicht mehr aus, ich faßte einen kühnen Plan. Noch immer konnte ich ja die rettende Hand aus Hamburg ergreifen. Ich setzte mich also hin, droben in einer Bodenkammer, im geheimsten Winkel des Hauses, und schrieb einen Brief an den Kapellmeister Franke nach Hamburg. Ich hätte mir sein Anerbieten überlegt und sei bereit, ihm zu folgen; er möge mir nur raten, wie ich mein Vorhaben ins Werk setzen könne. Acht Tage arbeitete ich an diesem schriftlichen Aufsatz.

Als ich aber im Begriff stand, meine Epistel auf die Post zu geben, zögerte ich von neuem. Ich konnte einerseits nicht recht an einen Erfolg glauben, andererseits fürchtete ich mich vor dem Erfolg. Ich fühlte, daß ich dann nicht mehr zurückweichen dürfte. Aber würde ich auch wirklich den Mut finden, Vater und Mutter zu verlassen, um Frau Musika anzuhängen? Ich wollte noch einmal warten bis zum andern Tage.

Dieser andre Tag war ein Sonntag, und er brachte für Hinterwinkel ein Ereignis, das nicht nur das ganze Dorf in Aufruhr versetzte, sondern auch

mich die Abfendung meines Briefes vergessen ließ. In der Kirche, unmittelbar vor dem Gottesdienst, geschah das Seltsame. Ich sah oben von der Orgel herab den Vorgängen zu.

Zuerst begriff ich gar nicht, um was es sich handelte. Doch so viel bemerkte ich bald, daß die schöne Cölestine aus dem kleinen Dörfle die Heldin des sich abspielenden Auftritts sein mußte, dieselbe Cölestine Bächle, der ich vor ungefähr einem halben Jahr auf dem Acker des Füllentoni die Strohblätter gelegt hatte.

Ich war ihr erst vor einigen Tagen im Sindelwald begegnet, wo sie für ihre lahme Mutter, die alte Hechellsasperin, Lesholz zusammentrug, was auch mein Geschäft bildete, und wobei sie sich mir gegenüber so seltsam benahm, daß ich nicht klug aus ihr wurde.

Sie fragte mich zuerst, ob es denn wahr sei, daß ich mit den Hamburgern hätte ziehen wollen, um Musiker zu werden. — Ich wunderte mich, daß sie davon wußte. — Ich sähe so traurig aus seit jener Einquartierung, meinte sie; allerdings sei ich schon vorher nicht sehr lustig gewesen. Ob ich mich denn noch an das Garbenbinden bei Füllentonis erinnerte?

Du freilich warst damals lebhafter als ich, sagte ich errötend, denn die Püffe des Füllentoni fielen mir ein. An etwas andres dachte ich nicht.

Cölestine schwieg; aber ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Nach einer längern Pause sagte sie wehmütig: Ich ärgerte mich damals recht über den Bauern, dich so vor dem Besperbrot wegzujagen. Du hättest beim Milchessen neben mir sitzen müssen. Da wär ich mit den Brocken nicht zu kurz gekommen. Und sie lachte. Aber du auch nicht; die schönsten hätt ich dir hingeschoben. O, mir wars so froh zu Mut damals.

Du hattest an jenem Tage röttere Backen als heute, antwortete ich scherzend, du bist blasser geworden seit dem Abzug der Preußen und auch stiller. Man sieht dich nicht mehr lachen wie früher; fast sollte man meinen, du hättst auch mit nach Hamburg ziehen wollen, um Musikantin zu werden, und es sei dir verboten worden, wie mir.

Die Cölestine lachte darüber nicht, obwohl ich es erwartet hatte. Sie that etwas ganz andres, sehr verwunderliches. Sie sank auf ihr Reisigbündel nieder und begann laut zu weinen und zu schluchzen.

Umsonst fragte ich, was ihr fehle, und ob ich ihr helfen könne. Ich erhielt keine Antwort. Und während ich in meiner Bestürzung und Ratlosigkeit neben ihr stand, erscholl durch den kahlen Buchenwald das Krächzen eines Hähers, der an einem Kreuzweg auf einer Esche saß. Anders als damals im Erntefeld klang heute sein Rufen.

Nach und nach erholte sich Cölestine von ihrem Weinen und erhob sich wieder. Du bist gut, Alexander, sagte sie; wie kommt es denn, daß dich niemand mag? Doch, man mag dich, man muß dich gern haben, wenn dich die

Bauern auch verachten. Hältst du mich für ein schlechtes Mädchen? fügte sie rasch hinzu.

Ich versicherte ihr das Gegentheil und berichtete ihr auch, daß mich an jenem Erntetage die Püffe des Füllentoni nur ihretwegen geärgert hätten, und daß es auch mir Freude gemacht hätte, beim Milcheffen an ihrer Seite zu sitzen. Wir hätten gewiß keinen Streit bekommen wegen des Eingebrockten.

Und ich bin dennoch ein schlechtes Mädchen, erwiderte sie in festem, entschloßnem Ton, wiewohl sie von meinen Worten getröstet schien.

So räthelhaft und unbegreiflich mir damals im Walde das Betragen der bleichgewordnen Cölestine erschien, so unfaßbar blieb mir heute in der Kirche der Sinn von dem, was im Schiff drunten vor sich ging.

Die Cölestine kniete an ihrem gewöhnlichen Platz; die übrigen Mädchen dagegen, die sonst den Stuhl mit ihr teilten, hielten sich im Gange und weigerten sich einzutreten. Ein Geraune und Geplausche ging durch die Kirche und wurde immer lauter und beunruhigender.

Dann sah ich, wie sich die Cölestine plötzlich erhob und mit wankenden Schritten, aber trocknen Auges ihre Bank verließ, um auf dem letzten Bänklein des Schiffs, das Magdalenenbänklein genannt, neben der Hanne Strohmelker und einer alten Bettelfrau niederzuknien, während ihr bisheriger Stuhl nun von den andern Mädchen unter triumphirendem Gebahren in Besitz genommen wurde.

Zu Hause fragte ich die Mutter, was denn mit der Cölestine sei. Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, was sie darauf antwortete. Sie erklärte mir nichts und forderte doch auch kein weiteres Forschen heraus.

Ich hörte dann den Tag über genug Bemerkungen über die Angelegenheit, darunter recht unflätige; aber meine angeborne Zurückhaltung, in diesem Falle gesteigert durch die Scham und Scheu, die aus der dunkeln Ahnung eines Geheimnisses entspringt, und meine aufgeregten Gedanken über die eigne nächste Zukunft ließen mich nur halb auf diese Reden hinhorchen und kaum darüber nachdenken.

So kam es, daß ich es auch bei dieser so günstigen Gelegenheit versäumte, den ersten Einblick in eine Wissenschaft zu thun, die meinen Altersgenossen von Hinterwinkel schon geläufiger war als das Einmaleins.

Ein Satz besonders klang an jenem Tage als ewiger Refrain an mein Ohr: Und auch noch von einem Preußen! Es war für mich ein geheimnisvollerer Wort, ein dunkleres Räthel als vier Monate vorher das:

Schleswig-Holstein meerumschlungen,  
Schleswig-Holstein stammverwandt.

Aber etwas schlimmes, sehr schlimmes mußte der Cölestine von einem Preußen, vielmehr von einem Hamburger geschehen sein. Das sah ich an der Wirkung

auf die andern und an ihrem eignen traurigen Aussehn. Ich konnte mich deshalb nicht entschließen, meinen Hamburger Brief abzuschicken. Wie sollte ich auch, wenn das Menschen waren, die andre Leute unglücklich machten?

Also blieb ich vor der Hand Geißbub und Schneiderjung in Hinterwinkel.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom ungarischen Globus. Vor uns liegt ein wunderliches Druckwerk, so ingrimmig abgefaßt und von außen so karmoisinrot, daß man meinen könnte, die darin aufgespeicherte Wut sei ihm in den Anschlag gefahren. Es trägt den Stempel Hermannstadt (Siebenbürgen) 1892 und wendet sich in höchst erregter Sprache in dreißig riesigen Quartseiten an Seine kaiserliche und königliche apostolische Majestät Franz Joseph I., um ihn anläßlich des ungarischen Krönungsjubiläums in immer erneuten, leidenschaftlichen Anrufungen zu beschwören, sich nicht ausschließlich zum König der Magyaren machen zu lassen. Die heftige Streitschrift hat gleichwohl viel überzeugendes; nicht immer ist der in Erregung geratene im Unrecht. Sie beweist aktenmäßig, daß durch die Union die Autonomie Siebenbürgens „auf eine ungerechte, dem Staatsrecht und den Rechten der freien Elemente, die Siebenbürgen bilden, zuwiderlaufende Weise und mit Mißachtung seiner ethnischen, geographischen Lage sowie seiner eigenartigen Entwicklung vernichtet worden ist.“ Sie hält den Magyaren entgegen, daß sie sich zu der von ihr vertretenen Bevölkerung wie 1 zu 8 verhalten; daß die Magyaren auf Grund der den Edelleuten und den freien Szeklern verliehenen Wahlrechte „je auf 4000 bis 5000 Seelen einen Deputirten entsenden,“ dagegen die von ihr vertretene Bevölkerung in den von ihr bewohnten Komitaten erst auf 50000 bis 60000 Einwohner einen. Sie fragt, auf Grund welcher Thatsache in der tausendjährigen Geschichte des Landes die Magyaren dazu kommen, der Bevölkerung gegenüber „ein Staatsrechtsprinzip wie zwischen dem Erobrer und dem Unterworfenen“ durchzusetzen. Die Haupt Sorge der Regierung sei nicht die gute Verwaltung, sondern die Magyarisirung des ganzen öffentlichen Lebens. Die meiste Zeit des Schulbesuchs, „achtzehn Stunden wöchentlich,“ werde auf die Erlernung einer „völlig fremdklingenden Sprache,“ der alle übrigen Sprachen zu „Dialekten“ herabdrückenden magyarischen „Staatssprache,“ verwendet. Sie beschwert sich über die „magyarischen Kulturvereine“ (so!), die in Wahrheit nichts andres seien als „eine Organisation der magyarischen Gesellschaft für einen ausgesprochen aggressiven Rassenkampf“ u. s. w.

Ob die unterzeichneten Herren in der Wiener Hofburg großen Eindruck machen werden, bezweifeln wir. Wir fürchten, das karmoisinrote Heft mit seinem heiligen Zorne werde an irgend einer unheiligen Stelle verschwinden, ehe es sein Ziel, die königliche und kaiserliche apostolische Majestät, erreicht. Kaum ein Lächeln für die herausfordernde Tragikomik des Unternehmens werden die vielgeplagten Herren in Wien dafür übrig haben, die so eifrig damit beschäftigt sind, Völkervorziehung zu spielen. Was uns Deutsche nur dabei beruhigen — oder beunruhigen? — kann, ist dies, daß es nicht, wie man wohl allgemein geglaubt haben wird, unsre deutschen